



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der Krieg um die Haube.

Von Stefanie Keyser.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte sich die Rotmündin entfernt, so kam in Meister Stoß der Künstler wieder zu seinem Recht. „Wozu strebt man nun nach dem wahrhaft Schönen?“ fragte er sich zornig. „Geht das Sinnen und Trachten der Menschen nicht immer dahin, zu verunstalten, was unser Herrgott schön gemacht hat? Da zieren sie einmal mit Schnäbeln und Ohren, die an den Kopf gehören, ihre Fußbekleidung, und ein andermal begehren sie, ihren Haarschmuck unter einem Thurm zu begraben. Aber ich will sie mit der Nase auf die wahrhaftige Schönheit stoßen.“

Er faßte einen fast vollendeten Engel scharf in's Auge. Hoch häumten sich die Locken desselben über dem reizenden Gesicht; die Flügel waren gefaltet wie bei einer ruhenden Taube; die Hände hob er anmuthig empor und schien so Ruhe zu erbitten, wie es seiner Bestimmung als Schmuck eines Kanzelfußes entsprach; ein langes Gewand flatterte ihm bis zu den Füßen herab, deren feine Zehenspitzen unter den knittrigen Falten des Saumes hervorsahen.

Meister Stoß begann mit emsiger Hand an dem Antlitz zu schnitzen und sicherte in sich hinein, als auf Wangen und Kinn sich Grübchen vertieften.

Während so Jedermann bemüht war, Neues zu schaffen, hatte Wilhelm Haller sich bisher nur mit Einreißern beschäftigt. In seinem Hause wurde das Unterste zu oberst gekehrt. Alles Alte mußte ihm aus den Augen gebracht werden, und er war sichtlich darauf aus, von seinem Thun möglichst viel Gerede in der Stadt zu erregen. Besonders wenn die Elisabeth ihm einmal begegnet war, vom Sturz verhüllt und die Augen tief gesenkt, daß sie ihn nicht anzuschauen brauchte, schickte er gewiß am selbigen Tage ein altes schönes Stück Hausrath in die Verbannung auf den dunklen Hausboden.

Aber der Tag des Einzugs rückte näher, und auch er mußte für die Verhüllung und Ausschmückung seines zerklüfteten Hauses sorgen. Er begab sich nach der Cistelgasse und trat dort in Albrecht Dürer's Haus ein. Beinahe wäre er wieder hinausgekehrt worden; denn Frau Agnes Dürerin, die heute ihren scharfen Tag hatte, wirthschaftete mit dem Besen umher und keifte mit einem Lehrlingen, der beim Reinigen der Malermuscheln die Hausdielen beschmutzt hatte.

„Das ist auch eine Frau, der nichts höher steht als Besen und Kochtopf,“ dachte Wilhelm verächtlich und folgte dem vorausschleichenden Lehrling in die Werkstatt des Malers.

Hier herrschte eifrige Arbeit. Der Meister mit dem sanften Gesicht und dem langen Haar stand vor einer großen aufgespannten

Leinwand und malte an einem Madonnenbilde. Vor ihm saß auf einem Thronessfel ein Weib, das einen kleinen Buben im Hemd auf dem Arm hielt; der schwenkte ein Fähnlein in seiner dicken Hand und stellte den Heiland dar.

Es waren auch noch mehr Gäste da. Der Erzgießer, Meister Peter Wischer, wandte dem Eintretenden sein Antlitz zu, von dem ein langer Bart herabfloß, und bei dem Zeichenbrette des einen der Schüler, die an den großen Fenstern saßen, stand ein Mann, dem ein Kräuterbündel aus dem Zwillichwams hing. Der junge Patricier wurde mit Ehrerbietung begrüßt.

Er benahm sich, wie er es im Lande Italia gelernt hatte, drückte dem Meister die Hand, stand voll Bewunderung vor der thronenden heiligen Jungfrau Dürer's, betrachtete den Entwurf zur Krönung der Maria, die das Domcapitel in Erfurt bei Peter Wischer bestellt hatte, und über welchen dieser mit Dürer sich berieth, und prüfte den Engelkranz, den des Malers Schüler Altdorfer malte. Dann nahm er auf dem dargebotnen Lehnsstuhl Platz.

„Ich wünsche,“ sagte er, „ein Bild gemalt zu haben, so die Lücke in meinem Haus künstlich verhüllt. Es soll darauf der Götterbote Mercurius also dargestellt sein, wie er der Stadt Nürnberg die Botschaft bringt von dem Nahen seiner fürstlichen Durchläuchtigkeit, und die Göttin Fama, wie sie sein Lob posaunend in ein Horn stößt, auf daß den fremden Gästen klar werde, auch in Nürnberg lebe Kenntniß der griechischen und römischen Abgötter und nicht Jedermann allhier verschließe sich starcköpfig den Segnungen neuer fürnehmer Bräuche.“

Er sprach trotzig und herausfordernd, wie jetzt immer. War ihm doch allzeit kampflustig zu Muth!

Aber es wunderte sich Niemand darüber. Der Streit um den Sturz war allgemein bekannt, und über die Gesichter aller Anwesenden glitt ein Lächeln, welches bewies, daß seine Andeutung darauf bezogen worden war.

„Die armen Weiblein!“ flüsterte es hinter den Staffeleien der Schüler.

Albrecht Dürer rückte sein schwarzes Bavett zurück, schüttelte den Kopf und sprach:

„Warum erheben die Frauen ihre Stimme, um an die Stelle einer häßlichen Hülle eine andre unschöne Form zu setzen?“

„Du dämischer Ding!“ ertönte aus dem Flur herauf die Stimme der Rechenmeisterin, wie Herr Albrecht sein Ehegespons nannte. Dann stolperte ein zweiter Lehrling mit einem Delfrug, aus dem er etwas verschüttet hatte, über die Schwelle.

Zunächst die immer höher aufsteigende Alleinherrschaft des französischen Königthums bis zu den blendendstrahlenden Hofkreisen unter Ludwig dem Vierzehnten; dann die paradiesischen Friedensjahre der Versumpfung und die lange Ruhe vor dem Sturm unter

Ludwig dem Fünfzehnten, dem „Vielgeliebten“, und schließlich die Katastrophe, der Sturz des Königthums und das Ereigniß der Ereignisse unter Ludwig dem Sechszehnten, mit der Anerkennung der Menschenrechte.

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Niemals hat in höherem Maße als jetzt die Mode die literarische Geltung bestimmt, welche damit unberechenbaren Einflüssen preisgegeben ist. Man glaube ja nicht, daß einstimmige Anerkennung der Kritik, die allerdings zu den größten Seltenheiten gehört, einen Dichter „modern“ machen kann! Im Gegentheil: die Mode geht oft gegen die Kritik, bis sie dieselbe mehr oder weniger mit sich fortreißt; denn diese ist nicht so hartberzig und unbestimmbar, wie es oft den Anschein hat; einem fait accompli wird sie immer Rechnung tragen; der äußere Erfolg findet auch bei ihr ein geneigtes Ohr; hat man doch Beispiele genug, daß Kritiker, trotz anfänglicher scharfer Opposition, mit Sang und Klang in das Lager eines erfolgreichen Modedichters übergegangen sind; ein schlagender Beweis für den tiefstimmigen Ausspruch: Rien ne réussit que le succès — der Erfolg allein entscheidet.

Glücklicher Weise bestimmt die Mode aber nur den Tageserfolg, bei Dichtungen und Romanen den momentanen Absatz, bei Dramen die „Saisonbeliebtheit“: dann tritt für derartige Stücke eine oft für immer andauernde „todte Saison“ ein. Ein dauernder Erfolg dagegen kann sich oft durch einen halben oder gar durch einen Mißerfolg einleiten; denn großartige Dichtungen gewinnen oft erst allmählich das Verständniß der Nation, dann aber wurzeln sie tief und fest in der Anerkennung der kommenden Geschlechter.

Zu den deutschen Dichtern, welche nicht beliebte Modedepoeten sind, aber es zu sein verdienten, wenn die Mode sich nach dichterischer Bedeutung richtete, gehört Adolf Friedrich Graf von Schack, der als Sprachgelehrter, Literaturforscher und formgewandter Uebersetzer, als Künstmäcen in großem Stil in weitesten Kreisen bekannt ist, dessen dichterische Schöpfungen aber noch nicht die verdiente Anerkennung gefunden haben.

Geboren am 2. August 1815 zu Brüßewitz bei Schwerin, folgte der junge Schack seinem Vater nach Frankfurt, wohin dieser als Bundesgesandter berufen worden war, besuchte dort das Gymnasium sowie später (1834 bis 1838) in Bonn, Heidelberg und Berlin die Universität, um die Rechte zu studiren. Kurze Zeit nur war er im preussischen Staatsdienste als Referendar thätig; dann trieb ihn eine unwiderstehliche Neiselust, genährt durch das Studium orientalischer und romanischer Sprachen, nach dem Orient und von dort nach Spanien. Zurückgekehrt, wurde er Kammerherr und Legationsrath des Großherzogs von Mecklenburg und bekleidete mehrere diplomatische Stellungen. Als Geheimrer Legationsrath nahm er 1852 seinen Abschied, ging zunächst auf seine mecklenburgischen Güter, dann nach Spanien. Einer Einladung des Königs Maximilian des Zweiten von Baiern folgend, der damals wissenschaftliche und dichterische Größen um sich versammelte, siedelte er nach München über, wo er seit 1855 einen Theil des Jahres sich aufhält. Dort gründete er jene Gemäldegallerie, welche zugleich ein Zeichen seines feinen Kunstsinns und der fürstlichen Liberalität ist, mit welcher er viele hervorragende Maler der Jetztzeit durch Anregung zu bedeutenden Schöpfungen und durch Ankauf derselben freigebig förderte. Den Fremden, welche München bereisen, ist der Zutritt zu dieser Gallerie stets offen, und sie wird nicht weniger besucht, als die königlichen Gallerien. Enthält sie doch Meisterwerke von Bonaventura Genelli, Anselm Feuerbach und anderen hochbegabten Malern der Gegenwart; eine jüngsterschienene Schrift über die Schack'sche Gemäldegallerie eröffnet in geschmackvoller und lehrreicher Weise die Kenntniß dieser reichen Kunstschätze.

Doch wir haben es hier in erster Linie mit dem Dichter zu thun, und Schack's poetische Werke dem großen Publicum näher zu bringen, ist der Zweck dieser Zeilen. Graf Schack hat auf fast allen Gebieten der Dichtkunst sein Talent bewährt, und mit diesem Talent eine den öffentlichen Interessen der Nation und den Gedanken der Zeit zugewendete Begeisterung. Hierin liegt zugleich, daß er kein akademischer Dichter ist und daß er uns in seinem lyrischen

Album keine bloße Studienmappe bietet. Es ist dies ein Vorzug, welcher der Winkelästhetik der Akademiker allerdings für eine Schattenseite gilt; denn nach ihren Grundsätzen wird ja die reine Poesie durch jede Berührung mit den Zeitgedanken befleckt; sie soll in zeitloser Herrlichkeit den Altardienst des Schönen versehen, was indeß nicht ausschließt, daß gerade diese Poeten sich in einem Carneval der dichterischen Formen aller Nationen und aller Zeiten gefallen. Auch von diesem buntschmetterigen Formencultus hat sich unser Dichter stets ferngehalten.

Graf Schack ist allerdings kein Lieberdichter, und diejenigen, welche meinen, daß das Lied und das Lieberartige Genre die Quintessenz der Lyrik sei, werden ihn daher auch nicht als Lyriker gelten lassen. Diese „Stillen im Lande“, welche einige herumflatternde Sonnenfäden der Empfindung aufzufangen, einige Stimmungsbildchen in Aquarell zu malen lieben, bilden eine sehr verbreitete Gemeinde, die sich ablehnend gegen jede geistig gehaltvolle Lyrik verhält und ihre Kränze an diejenigen vertheilt, denen einmal ein solches Cabinetsstück intimer Empfindung gelungen ist. Niemand wird vom Liebe als solchem gering denken; es ist eine berechnigte Gattung der Lyrik — aber es ist nicht die einzige. Große Dichter haben unergängliche Lieder geschaffen, aber wer dem lyrischen Talent keine andere berechnigte Offenbarung zuerkennt, als Duft und Hauch zarter Empfindung, für den wird sich die Reihe der großen, unsterblichen Dichter in bedenkllicher Weise lichten; nicht Bindar, nicht Klopstock, nicht Schiller, nicht Byron oder Victor Hugo dürfen dann auf einen Platz auf dem lyrischen Paroß Anspruch erheben.

Daß Graf Schack kein Lieberdichter im engeren Sinne des Wortes ist, das beweisen seine „Gedichte“ (1866); jene Kleinmalerei des Seelenlebens, welche zur Lieberdichtung gehört, werden wir in ihnen vergeblich suchen; denn auch in den „Liedern der Treue“, in dem Liedercyclus „Aus der Heimath“ überwiegt die gedankenvolle Reflexion. Das eigenste Bereich derselben sind aber die schwunghaften, hymnenartigen Dichtungen in freien Rhythmen, die Perlen der Sammlung, wie „Die Tempel von Theben“, „Der Pic von Teneriffa“, „Die Jungfrau“, die er im Strahl der sinkenden Sonne erblickt:

„Ueber die Stirn ihr glimmt
Bleich und golden und roth
Ein wechselnder Schimmer.
Plötzlich erbläsend
Vor den gähnenden Tiefen des Alls,
In die der Blick ihr hinunterstarrt,
Scheint sie zurückzubeugen.
Dann wieder umfliegt
Ein rosigter Glanz ihr die Züge,
Wie Wiedererschein von Gedanken und Träumen,
Die ihr durch die Seele ziehn.

Giebt sie mit Geistern anderer Welten
Sich Flammenzeichen,
Oder erblickt jenseit der Erde
Ungeahnte Geheimnisse,
Daß süßes Erschrecken
Die Wangen ihr röthet?
Doch der Schimmer erlischt;
Höher empor auf den Nebeln flutet die Nacht,
Und den sterblichen Widen entrückt,
Mit den Sternen dort oben
Hält die Königin Zwiegespräch.“

Es ist dies ein Beispiel der geistvollen Naturbelebung, welche diese schwunghafte Hymne charakterisirt.

Wenn indeß auch Schack's Muse den Dissonanzen dieses Erden- und Menschenlebens gerecht wird, so hat sie doch keinen pessimistischen Zug: ihr eigen ist im Gegentheil der freudige Glaube an eine bessere Zukunft der Menschheit, die Ueberzeugung von dem fortschreitenden Gange ihrer Entwicklung. Der Urvwelt Seherin, die Sibylle von Tibur, verkündet in rosenfarbenen Visionen den



Adolf Friedrich Graf von Schack.

Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

Aufgang der großen Sonne, den neuen Gott, den alle Geschlechter ersehnen, und die goldene Zeit. Derselbe zukunftsfreundige Idealismus spricht sich in dem schwunghaften Gedicht „Amerika“ aus, das in Rhythmen von Platen'scher Formvollendung ein wahrhaft glänzendes Colorit zur Schau trägt, und in der Hymne, welche der Sänger dem neuen Jahrhundert weihet und in der er von dem Menschen singt:

„Er, der einst auf Eichenpfählen, in der Seen Grund gerammt,
Dem Geschie, dem grauen, fluchte, das zum Dasein ihn verdammt,
Nun der Elemente Meister, Herrscher über Zeit und Raum,
Herrlich sich erfüllen sieht er alter Seher Wundertraum,
Segelt durch den höchsten Aether hin auf luftbeschwingtem Rahn,
Taucht durch blauer Wogen Zwielticht in den tiefsten Ocean.“

Der gleiche lebensvolle Stil zeichnet die „Weisheitsgedichte“ (1878) aus: sie feiern große Künstler, Dichter und Staatsmänner; sie haben denselben prophetischen Zug; sie besingen die Entwicklung der Natur nach den neuesten erkannten Gesetzen, die Entwicklung der Menschheit zu großen und schönen Zielen; es sind bedeutungsvolle Gedankensymphonien, in denen auch das Naturbild farbenreich illustriert wird.

„Der gestirnte Himmel über uns“, auf welchen der Königsberger Philosoph so bedeutungsvoll hinwies, spiegelt sich oft in den Schack'schen Dichtungen, während sonst unsere moderne Muse

selten genug das Auge zu ihm emporschlägt; überall drängt es unsern Dichter hinaus aus dem engen Kreise der nächsten Interessen:

„Nem ist, wer in seinem engen
Kreis das Ich gefangen hält;
Aber denen, die ihn sprengen,
Blüht und duftet auch die Welt.“

Fühle jenes mächt'ge Ganze,
Das uns alle trägt und nährt,
Sonne dich in seinem Glanze,
Wärme dich an seinem Herd!

Auf der kleinen matterhellsten
Erde nicht, die jetzt dich brennt,
In dem großen All der Welten
Ist der Menschheit Vaterland.“

Und die Wesenshaaren alle,
Von des Abgrunds tiefstem Schlund
Bis zum höchsten Sonnenballe,
Sind ein großer Geisferbund.“

Dieser Gedankenpoesie gehören auch die „Nächte des Orients“ (1834) an, keineswegs nur bunte Märchen aus „Tausend und eine Nacht“, eine Mosaik jener farbenprächtig flimmernden Steinchen, von denen die dichterischen Feenpaläste orientalischer

Sagen schimmern, sondern ein zusammenhängender Bau, der von einem bestimmten Grundgedanken getragen wird. Das Problem, das den Dichter vor Allem beschäftigt, ist dieses: hat in Bezug auf die Geschichte der Menschheit der Pessimismus Recht oder der Optimismus?

Die Einkleidung dieser „Mächte des Orients“ ist eine sagenhafte. Der Dichter, europamüde, wandert in den Orient, trifft dort einen alten Magier, der ihm ein die Pforten der Vergangenheit erschließendes Elixir giebt: der Dichter sieht die Jahrhunderte an sich vorbeiziehen: die phantastische Urwelt, die Zeit der Pfahlbauten, Hellas mit seiner Sklaverei, die Renaissance mit ihren Gegenprocessen und Folterungen, das Rococozeitalter und dasjenige der Revolution. Ali erläutert dem Poeten diese Bilder mit scharf einschneidendem Sarkasmus, und Schack selbst hat die dunkelsten und grellsten Farben gewählt, um das Glend der Menschheit in diesen wechselnden Epochen darzustellen. Desto begeisterter wendet sich der Poet der Zukunft zu, feiert die Friedenssära der Menschheit im Psalmen- und Hymnenton und zuletzt in einer Schlussparabase noch das deutsche Reich mit schönem patriotischem Aufschwung.

Zu den aschgrauen und blutrothen Bildern aus allen Zeiten, welche den gleichen Geist der Weltverzweiflung athmen und beträufelt werden mit dem Hohn aus jener Giftblume der Philosophie, welche der weiße Ali im Knopfloch trägt, bildet diese Schlusswendung, dieses verklärte Hineinblicken in den Glorienschein der Zukunft einen leider nicht genugsam vermittelten Gegensatz, wenigleich der Glaube an den Fortschritt der Menschheit ein schöner und erhebender ist.

Im Uebrigen halten wir diese Dichtung für das bedeutungsvollste Werk Schack's: das Colorit derselben ist meisterhaft, besonders das orientalische; die Landschaft wird zum Culturbild; die Form ist krystallklar und vermeidet alles Dumpsche und Trübe. Schon in seinen „Gedichten“ zeigt sich Graf Schack als ein Landschaftler ersten Ranges; bald trifft er das glühende exotische Colorit Freiligrath's; bald giebt er uns historische Landschaften im Stile eines Claude Lorrain. Keine seiner größeren Dichtungen verleugnet diese Vorzüge.

Die Balladen in den „Gedichten“ zeigen die glänzende Ausfühfung, wie sie Schiller liebte: sie bilden den Uebergang zu den episch-lyrischen Gedichten. Hier begegnen uns zuerst jene Novellen in Versen, welche Schack als „Episoden“ (1869) bezeichnet. Der poetische Weltwanderer führt uns hier nach Venedig und Constantinopel, nach Damaskus, in das alte Hellas und in die Märchenwelt.

Die dichterisch bedeutendste Episode ist wohl „Giorgione“; sie schildert eine Liebe des alternden Malers, der zu Gunsten seines Lieblingsjüngers resignirt. Hier ist echt venetianisches Colorit: man wird an die Bilder von Paolo Veronese erinnert.

Den griechischen „Episoden“ schließt sich als neueste weiter ausgeführte Dichtung das Werk: „Die Plejaden“ an (1881) mit seinen farbenreichen Schilderungen des griechischen Lebens zur Zeit der Perserkriege und des üppigen asiatischen Satrapenthums: ein Miletisches Märchen, in welchem die himmlischen Götter leuchtende Sinnbilder sind für ein über den Menschengeschicken waltendes Verhängniß.

„Lothar“ (1872) ist ein älteres Werk Schack's. Der Held ist ein deutscher Idealist, der, wohin ihn auch das Leben verschlagen hat, den Idealen seiner Jugend, seiner burschenschaftlichen Begeisterung, treu bleibt. An Byron erinnert nur die stimmungsvolle Landschaftsmalerei und der Haß gegen die Machthaber der geisttödtenden Restaurationsperiode, die Weltwanderung, an deren Faden sich eine Reihe von Abenteuern knüpft. Die Schilderungen spanischer Landschaften und Guerillakämpfe, die Wüstenjensenen des sechsten und siebenten Gesanges, die Bilder aus Aegypten und Palästina sind Glanzpartien des Werkes, in welchem Reflexion und Schilderung sich in anmuthender Weise ablösen.

Von einer anderen Seite lernen wir den Dichter kennen in dem Roman in Versen „Durch alle Welten“ (1870), einem humoristischen Epos in Octavreimen und im Stil von Byron's „Don Juan“; doch wie diese Schöpfung des britischen Dichters die tiefpoetische Episode der Haiden enthält, so finden sich auch in Schack's „Roman in Versen“ glänzende dichterische Partien, wie besonders die zwei Gesänge „Die Pacific-Eisenbahn“ und „Im Urwald“.

Den Humor in dramatischer Dichtung pflegte Graf Schack als Jünger des Aristophanes und Platen's; von seinen zwei politischen Lustspielen: „Kaiserbote“ und „Cancan“ (1873) ist das erste 1850 in der trübsten Zeit einer nach hoffnungsfreudigem Aufschwung erfolgten Reaction gedichtet, das zweite nach den glänzenden Siegen des Jahres 1870. Jenes schließt, nach Verpötlung politischer Unbildung und Unreise, mit der Verheißung einer schöneren Zukunft; dieses athmet einen pathetischen Haß gegen den Kaiser Napoleon den Dritten. Die Form dieser Dichtungen ist krystallklar wie diejenige Platen's; sie enthalten neben satirischen Studien schwunghafte Parabasen, aber bei dem jetzigen niedrigen Stand der Bühnenkomik haben derartige dramatische Lustspiele höheren Stils leider keine Aussicht auf die weltbedeutenden Bretter zu gelangen.

Gilt doch fast dasselbe von dem ersteren Drama der Zeitgenossen, das immer mehr von der Bühne zu verschwinden droht und, wenn es einmal dort erscheint, oft von einer unreifen oder böswilligen Kritik, welche gewohnt ist, die größten Nichtigkeiten zu verherrlichen, zu Grabe getragen wird. Auch Graf Schack hat vier Trauerpiele geschrieben: „Heliodor“ (1879), „Atlantis“ (1879), „Die Bisaner“ (1872) und „Timandra“ (1879). Die beiden ersten haben eine geschichtsphilosophische Tiefe, welche sie für das flache Niveau unserer Bühnen unmöglich macht. Das erste läßt mitten im Streit des fanatischen Christen- und Heidenthums, der in die Epoche Marich's verlegt ist, als den versöhnenden Gott der Zukunft Croso, den Gott der Menschenliebe verkündigen; das zweite behandelt einen verkrühten Versuch, „in der neuen Welt“, in welcher, wie Schack annimmt, der Schwerpunkt der Entwicklung der Menschheit ruht, das Banner der Freiheit aufzupflanzen. Die in München mit Erfolg aufgeführten „Bisaner“ haben zu ihrem Helben den aus Gerstenberg's Trauerpiel bekannten „Ugolino“, den Kriegshelden der Bisaner, der von seinem Gegner Ruggieri und von seinen nach dem Frieden mit Genua strebenden Landsleuten in den Hungerturm geworfen wird. „Timandra“ ist die Mutter des Sparterkönigs Pausanias, der mit seinen verrätherischen Verbindungen mit Persien im Mittelpunkte der Handlung steht. In der Hauptsache ist es derselbe Stoff, welchen Heinrich Kruse in „Das Mädchen von Byzanz“ behandelt hat.

Alle diese Stücke haben künstlerischen Aufbau und Zusammenhalt, nichts Zerfahrenes; sie sind frei von allen Auswüchsen der Schateppearomanie, und die Diction ist edel und schwunghaft, auch dramatisch markig, wie z. B. in dem prächtigen rascheathmenden Monolog Ruggieri's im dritten Act der „Bisaner“.

Das Bild des Dichters Schack erhält seine ergänzenden Farben durch das Bild des Gelehrten; wir können hier nur auf seine grundlegenden Werke über das spanische Drama und die Poesie der Araber verweisen; als meisterhafter Uebersetzer des „Firdusi“ und anderer persischer Dichtungen hat er sich zuerst in weiteren Kreisen bekannt gemacht.

Während die Dreierlichter unserer Miniaturlyriker zum Theil in der dumpfen und stockigen Atmosphäre geistiger Beschränktheit brennen, gehört Graf Schack zu den vielseitig und hochgebildeten Geistern, welche die Aera unserer Classifier in der Gegenwart fortzusetzen berufen sind und die mit ihrer Fackel hinausleuchten auf die Entwicklungsbahn der Menschheit.

Rudolf von Gottschall.

Schwindsucht und Höhenklima.

Von Dr. Driver.

In der zweiten Sitzung der vierten Jahresversammlung des „Internationalen Vereins gegen Verunreinigung der Flüsse, des Bodens und der Luft“ zu Mainz im September 1880 hielt Professor A. Vogt aus Bern einen Vortrag über: „Schwindsucht und Höhenklima“. Nach dem Referat über diesen Vortrag in

der Zeitschrift „Gesundheit“ war der Gedankengang des Redners, einer Autorität auf diesem Gebiete, folgender:

Die neuesten Untersuchungen, welche in Baiern und der Schweiz angestellt wurden, haben bestätigt, daß die Schwindsucht in zunehmender Höhenlage abnehme, was mit den Erfahrungen